

IV.

Unser Friedhof.

„Wir tragen die Jugend . .

Am 30. Juli 1886 starb in Hamburg bei seinen Eltern nach langem schwerem Herzleiden Hermann von der Meden. Er gehörte zu den Stiftern der Zwanglosen und war Einer ihrer Getreuesten. Seine schöne Tenorstimme und sein reiner, echter, aufs feinste gebildete Künstlersinn machten ihn in der ersten Hälfte der achtziger Jahre zu einem der gefeiertesten deutschen Concertsänger. Die Liebenswürdigkeit seines persönlichen Wesens lag auch in seinem musikalischen Vortrag. Wieviel Innigkeit der Empfindung in diesem Weltkinde lebte, wie zart sein Ausdruck heiligster Gefühle sein konnte, bewies er vor Allem in der Matthäuspassion als Evangelist, den er lediglich durch Gesang zu einer Gestalt schuf. Sein musikalisches wie menschliches Charakterisierungsvermögen hätte durchaus hingereicht, ihm auch die Opernbühne zu er-

schliessen. Als wir Zw. die Operette unseres Siegfried Ochs aufführten, entfaltete Freund Meden die überraschendsten Gaben, die der Festredner an jenem Abend nach Gebühr gewürdigt hat:

Aber wie beginn ich nun,
 Dir, o Freund, genug zu tun,
 Der uns Beides war mit Eins
 Unser Deetz und unser Kainz —
 Vortragsmeister, Regisseur,
 Liebhaber und, was viel mehr,
 Auf den Brettern ganz zu Hause:
 So war unser Eduard Krause.
 Eduard Krause v. d. Meden!
 Heiss mich nicht schweigen, heiss mich reden.
 Zwanglos künd' ich es und gern,
 Unsres Bunds bist du der Stern.

Aber schon damals, mitten in der fröhlichen Arbeit, sahen wir mit Sorge, wie er zuweilen plötzlich inne hielt, schwer aufatmete und die Hand ans Herz legte, als müsst' er seinem Schlage wehren. Dann konnte sein schönes, klares Auge weithinaus sinnen, als such' es eine andre Welt, und ein stiller Ernst ging durch sein ganzes Wesen. Wir ahnten, dass wir ihn verlieren würden, und konnten uns nicht mehr so recht freuen, wenn er zum zw. Freitag kam und, wie immer, geistig interessirt

für jeden Fall der Kunst und des Lebens oder auch lustige Schnurren lustig erzählend, die Nacht betrog, die ihm zu Hause doch keinen Schlaf mehr und kein ruhiges Liegen gegönnt hätte. Dann kam er nicht mehr. Es hiess, er sei bei seinen Eltern. Dort ist er gestorben. In Gotha wurde seine Leiche verbrannt. Auch sein Künstlerruhm fiel bald in diese Asche. Im Herzen der Zw. klingt seine helle Menschenstimme fort.

Anfang Juni 1889 starb in Paris Fritz Rieger. Er ist am 18. März 1862 in Darmstadt geboren. Sein Vater ist ein tiefer, ernster und frommer Forscher auf dem Gebiete deutscher Sprache und Dichtung, ein Nachkomme von Goethes Jugendgenossen Klinger. Fritz kam mit 18 Jahren vom Gymnasium und hat in Berlin und Heidelberg studirt. Er wechselte oft seine Wissenschaft. Zuletzt hielt er sich unter dem Einflusse Herman Grimms an die Kunstgeschichte; wenn er dann seine Zukunft überdachte, so sah er sich gern als den Director des vaterstädtischen Kunstmuseums. Seine Inauguraldissertation handelte von der Altarsetzung der deutschen Könige nach der Wahl. Am 25. Juli 1885 promovirte er in Berlin zum Doctor der Philosophie. Die Zw. Joseph und

Schlechter waren seine Opponenten. Nach der Ceremonie ging es zum fröhlichen Doctor-schmaus und einige Tage später fuhr Freund Fritz heim an seine liebe Bergstrasse, wo der Sommer so schön ist. Nach Berlin und zu den Zwanglosen ist er nie wieder zurückgekehrt, Wer ihn in den nächsten Jahren bald in München, bald in Italien, bald in Paris wieder-sah, fand ihn jedesmal anders an Wesen und Erscheinung. Im Bedürfnis, jeder Umgebung sich anzupassen, schien er immer mehr sich selbst zu verlieren. Der Theorie müde, beschloss er Maler zu werden. Neujahr 1888 ging er nach Paris. Hier malte er ein Porträt des frühern Zw. Ernst Wolff, das bis auf die unvollkommene Technik von Kennern gelobt wurde. „War hierin nichts Höheres mehr zu erreichen?“ fragt sein Vater; „Mit Geduld, mit Ruhe, mit heiterem Mute gewiss. Aber davon war nichts mehr da.“ Die Briefe an die Seinen waren auf Verbergen und Schönen berechnet, aber ihr Ton machte doch besorgt. Im Frühling 1889 bat er um den Besuch seiner geliebten Mutter. Dieser ward ausgeführt. Sie fand ihn still und ernst, aber nicht wie Einen, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Zukunfts-pläne wurden besprochen und Sachen für ihn

gekauft. Am 4. Tage nach ihrer Abreise schoss er sich tot. Nichts hatte er sich gegen seine Eltern vorzuwerfen. Die Freunde hatten eine wachsende Schwermut an ihm bemerkt und Unlust zur Arbeit. In dem hinterlassenen Briefe schreibt er, dass er nie an seinen Künstlerberuf geglaubt habe. Seit Jahren habe er gefühlt, dass er sich töten müsse. Alle seine Oelstudien fanden sich zerschnitten. Sein Vater beurteilt dieses Schicksal wol richtig, wenn er meint, Fritz sei eine Natur gewesen, die von frühen Jahren an alle Fasern nach dem Schönen in Musik und Poesie ausstreckte, und der es an Derbheit fehlte, den Kampf mit dem Leben, besonders dem modernen Leben aufzunehmen. „Vielleicht“, fügt der Vater im Brief an einen Zwanglosen hinzu, „hätte ihm eines helfen können: Armut.“ Fritz Rieger war im ersten Jahr unsrer Zwanglosigkeit der jüngste, stillste und reservirteste unter den Genossen. Er hörte zu und warf nur selten mit seiner feinen, leisen Stimme, die ein Bild seines Wesens war, ein Wort hinein. Aber sein Dabeisein freute jeden, ein jeder hatte ihn lieb. Jeder freilich hätte ihm auch ein correctes und behagliches Weiterleben vorausgesagt. Dass Dämonen in diese zarte Seele ziehn würden, ahnte Keiner.

Am 24. Januar 1891 starb in Florenz Karl Stauffer. Er ist am 2. September 1857 in Trubschachen im Emmental geboren. Sein Name und sein Werk gehören zur Geschichte deutscher Kunst. Sein Schicksal ist erzählt und erklärt durch die wesentliche Schrift des Zw. Brahm. Stauffer, einer der Fleissigsten, kam nicht oft zu unsren Freitagen. Wenn er kam, fühlte man, dass ihm wol war, sofern nicht die Musik im Gespräch zu sehr vorherrschte. Ein interessantes Blatt seiner Radirungen stellt Zwanglose dar und ist „Seinen lieben Zwanglosen“ gewidmet. Die Erinnerung an diesen Freundeskreis wachte auch in Wahnsinn und Kerker wieder auf. Es fand sich ein Zettel folgenden Inhalts bei ihm vor: „Zwanglos nicht klanglos. Ein Weihnachtsgross an seine Berliner Freunde vom zwanglosen Stauffer. Dec. 89. . . . Die Hälfte des Reinertrages fällt der zwanglosen Kasse zu mit der Bedingung, dass alljährlich, wenn die Trauben reifen (nicht die Berliner), an einem schönen Ort eine zwanglose Bowle getrunken werde ad majorem dei et sanctissimae virginis gloriam.“ Auch dieser Zettel beweist, wie verstört dieser Geist schon ein Jahr vor seinem Tode war; kein Zw. wird wider ihn den

Stein aufheben. Wir haben nur die stolze Erinnerung, dass ein grosser Künstler unter uns war.

Am 24. Januar 1892 starb in San Paulo in Brasilien am Typhus und gelben Fieber Oswald Boxer. Zwei Jahre früher war er Zwangloser geworden. Er hielt sich damals als Correspondent mehrerer Wiener Blätter in Berlin auf. Eine anspannende Berufstätigkeit, schwere Trauerfälle in der Familie, hochfliegende journalistische Ideen und wol auch ein heimliches Herzleid wirkten auf seine Nerven. Der lustige, lebendige Gesellschafter wurde ernst und still, zog sich von den Freunden zurück und, hypochondrisch wie er war, befragte er einen Nervenarzt. Dieser befahl ihm eine mehrmonatliche, weite Seereise. Er nahm in Folge dessen einen Antrag an, den ihm das Comité für die Auswanderung russischer Juden machte. Im August 1891 ging er nach Brasilien, um dort passendes Land für Ansiedelungen auszuwählen. Die Seefahrt tat ihm wol, aber drüben warteten seiner übermässige Anstrengungen, die doch zu keinem rechten Ziel führen wollten. Die Briefe, die er um Weihnachten nach Berlin schrieb, sprachen von Heimweh und baldiger Rück-

kehr. Während diese Briefe in die Hände der Freunde kamen, lag er bereits schwer darnieder. Seine alten Eltern, seine Geschwister verloren ihren Ernährer, die Presse verlor einen ihrer gewandtesten, modernsten und unternehmungslustigsten Vertreter, die Freunde verloren einen prächtigen Kumpan. Von galizischen Juden stammend, in Wien im Mai 1861 geboren, ohne rechte Disciplin und Schulbildung aufgewachsen, war unser armer Boxer durch seinen offenen, gesunden Beobachtungssinn, sein natürliches Gefühl und die Munterkeit seines Geistes jeder Unterhaltung, jedem Natur- und Kunsteindruck, jeder Lebenslage gewachsen. Dass seine Sehnsucht nach Amerika ging, war natürlich, denn er selbst mit seiner traditionslosen Lebenskraft war ein Stückchen Amerika. Vergangenheit gab es für ihn nicht. Er lebte ganz in der Gegenwart und hat eine Zeit lang viel von der Zukunft erwartet. Das Schicksal täuschte ihn.

Am 8. Februar 1893 starb in Thonberg bei Leipzig, 40 Jahre alt, Fritz Gurlitt. Sein Platz auf der Erde war fünfzehn Jahre lang im berühmtesten Kunstwinkel Berlins, Behrenstrasse, zwischen der Friedrich- und Charlottenstrasse. Dort hielt er rechts mit Amsler und

Ruthardt gute, links mit Eichler minder gute Nachbarschaft. Rechts von den farblosen Stichen, links von den farblosen Gipsabgüssen alter Meister her kam man vor den Schaufenstern des Gurlitt'schen Kunstsalons zur Farbe der Modernen. Wie aus anderen Zeiten und höheren Gegenden kehrte man hier wieder ins eigne Leben zurück, und Fritz Gurlitt sass an dieser Kunstecke, wie zwischen den Propheten das Weltkind. Für das ganze Wesen dieses Mannes, für die ganze Richtung seines Geistes und für die ganze Art seiner Betätigung im Kunstleben findet sich kein Wort, das alles dies so richtig träfe, wie das Wort Weltkind. Allerdings schon als dieses Kind zur Welt kam, stand an seiner Wiege eine prophetische Gestalt. Sein Taufpathe von dem er den Vornamen empfing, war Friedrich Hebbel, der Freund und Landsmann seines Vaters. Mit noch sieben Geschwistern wuchs Fritz Gurlitt in Gotha auf, wo sich sein Vater, der vortreffliche Maler italiänischer Landschaften, nach langen Wanderjahren niedergelassen hatte. Schon das Elternhaus war eine Heimat der Kunst und bot den heranwachsenden Knaben die lebhaftesten Anregungen. Früh schärfte sich die malerische Anschauung.

Dabei war es keine weiche Gefühlsatmosphäre, die deutschen Künstlern und Künstlerkindern so oft etwas Schwelgerisches, Weltfremdes, Weiberhaftes giebt. Der helle Verstand, etwas überwiegend Geistiges, kam gewis auch von der Mutter her zur erzieherischen Geltung, denn diese Frau, die sich der italianisirte Holste Ludwig Gurlitt gewählt hatte und die noch jetzt in der Steglitzer Altersruhe den Abend seines achtzigjährigen Lebens pflegt, ist eine Jüdin aus der Stadt der reinen Vernunft, eine Schwester Fanny Lewalds.

Diesem Elternhause treu zugetan und später stolz darauf, im eignen Salon Werke seines alten Vaters ausstellen zu dürfen, ging Fritz Gurlitt doch zeitig in die Welt hinaus. Während die andren Brüder sich mit grossen Erfolgen der Kunstwissenschaft zuwandten, ging Fritz ins praktische Leben. Er, der in der Nähe der alten deutschen Buchhändlermetropole ein so trauriges Ende finden sollte, wurde Buchhändler. Als er aber das Geschäft ausgelernt hatte, regte sich das Gurlitt-Blut in ihm und er begann den Kunsthandel. Während der achtziger Jahre, vor Eröffnung der Schulte'schen Säle, hat man bei Gurlitt die besten Bilder gesehn, die überhaupt zu jener

Zeit gemalt worden sind. Hier in den engen, nicht eben lichtvollen Räumen ist Arnold Böcklin von Berlin entdeckt worden. Hier wagten sich zum ersten Male Pariser Impressionisten in die Residenz Adolf Menzels. Hier ging der bethlehemitische Stern Fritz von Uhdes auf. Ueber so manchen neu gekommenen Mann wurden hier viel weise Köpfe und staubige Perrücken geschüttelt. Nicht nur von zarten Frauen, bei denen man ja auch in der Kunst erfahren soll, was sich ziemt, bekam der Veranstalter dieser Ausstellungen mehr denn einmal zu hören: „Aber, um Gotteswillen, lieber Herr Gurlitt! Das ist ja ganz schauderhaft! Wie können Sie nur so etwas herschaffen!“

Bei diesen Schreckensrufen und Entrüstungsschreien verlor aber der liebe Herr Gurlitt seinen guten Humor um so weniger, als die Tür zu seinem Geschäft nicht stille stand und immer ein paar Notable durch seinen Saal schritten. Und der Adel der Geburt galt dem glatten Geschäftsmanne kaum weniger als der Adel des Geistes. Es liess sich von seinem greisen Lehrer Ernst Curtius wohl auch der Kronprinz umherführen, und die beiden Fritze dürften hinter dem Rücken des vertieften Gelehrten manch einen weltkindlichen Scherz

verstohlen getauscht haben. Selbst wenn den schönheitsfrohen L. P. vor einer erschütternden Bettlerpoesie Liebermanns oder Uhdes nichts als Abscheu überkam, liess neben ihm Fritz Gurlitt den schlaun Kopf nicht hängen. Denn er vertraute der Kraft dieser Naturen und setzte sie durch. Mehr als einmal, an Klinger, an Thoma und vielen, vielen anderen durfte er die Erfahrung machen, dass ihnen nach Spott und Schmähung die Anerkennung der Besten geworden ist. Fritz Gurlitt darf das Verdienst mit sich ins Grab nehmen, dass er früher, als so mancher Berufsästhetiker, ihren Wert gesehn und dass weder die vox populi noch die vox deorum ihn in seiner Ueberzeugung beirrt hat. Denn was bei andern in Kunstdingen Begeisterung genannt wird, war bei ihm ruhige, auf sichere sachliche Prüfung gestellte Ueberzeugung. Ihm fehlte wie im Leben so auch den Kunstwerken gegenüber das Pathos und die Aeffin des Pathos, die Pose. Wenn er einmal posirte, so war sicherlich ein ironischer Witz dabei. Ironie war der Grundzug seines Wesens. Wenn er einen vornehmen Laien oder einen Kunstfex durch seinen Salon geleitete, so wahrte er in seinen Aeusserungen mit köstlicher Scheinheiligkeit

stets das Niveau des Geführten, der so für den unbefangenen Beobachter leicht ein Angeführter schien. Gurlitt wusste jeden zu nehmen, wie er war; er konnte mit jedem in seiner Kunstsprache reden, und das Banalste ging ihm genau so graziös von der losen Zunge, wie das Treffendste.

Los und bös war sein Mund, dessen Schadenfreude sich hinter dem kleinen, schwarzen Schnurrbärtchen auf den leicht emporgeworfenen runden Lippen kaum verbergen liess. Der Schalk blinzelte ihm aus den Augen, und so possirlich klein und zierlich seine Ohren waren, dahinter sass es faustdick. Auch mit der Kunst war es ihm nicht, wie man phraseologisch zu sagen pflegt, „heiliger Ernst“.

Daheim seinen vier Kindern, den reizenden schwarzgeaugten Mädchen und Bübchen, die schöner sind als Bilder, und die er weit mehr liebte als alle Bilder seines Salons, ihnen war er ein viel zu guter Vater, als dass ihm die Kunst nicht in erster Linie Geschäft gewesen wäre.

Aber so gewiss Fritz Gurlitt Händler war, so unterwarf er doch die Waare ihrem künstlerischen Wert. Er förderte, was er für tüchtig, und bekämpfte, was er für nichtig

hielt. Die süssliche Schönseligkeitsmanier war ihm keine Kunst mehr; alte Götzen feierte er höchstens noch ironisch mit; wo eine starke schöpferische Kraft aus dem Epigonenthum und überlieferten Manieren hinaus Rückwege zur Natur suchte, waren Gurlitts Augen und Hände offen.

Feinde einer selbständigen naturgemässen Fortentwicklung der modernen Kunst suchen gerne die Beförderer dieser Entwicklung in einen Widerstreit mit der Vergangenheit und ihren grossen Kunstgewaltigen zu zwängen; und weil der Zug der eignen Zeit aufs Charakteristische geht, bestreiten sie ihr den Sinn für Schönheit. Gewaltsam wird von den Antimodernen eine Scheidewand zwischen dem Werdenden und dem Geschaffenen aufgetürmt. Ein wirklich moderner Geist, wie es Fritz Gurlitt war, sieht mit freiem Blick über solche hölzernen Scheidewände weit hinweg. Vergangne Grösse und lebendige Grazie waren für den geschäftlichen Vorkämpfer der modernen Kunst kein leerer Wahn. Gerade ihm verdanken die kleinen Terracotten des Meisters von Tanagra und der wundersame Liller Mädchenkopf ihre weite Verbreitung. Aber er fühlte, dass die Kunst wieder einmal ange-

fangen hatte, in Nachahmung zu erstarren und die Berührung mit der Natur zu verlieren. Und so opferte er häufig genug sein augenblickliches Geschäftsinteresse dem künstlerischen Ziel, das ihm die Zukunft wies.

Denn er war jung und rechnete mit der Zukunft. Aber die Zukunft rechnete nicht mit ihm. Und als ihn das Gefühl vom frühen Ende überkam, riss es an seinen Nerven, und ihn verliess die gute Laune. Der munterste, witzigste, lebhafteste Gesellschafter, ein Meister in der ausschmückenden Wiedererzählung des Erlebten und Vernommenen, wurde schweren Mutes, und sein phantasievoller Geist ging in die Irre.

Es giebt nicht viele Menschen, die so zu lachen und zu lächern wussten, wie Fritz Gurlitt. Er hatte Freude am eignen Witz und eignen Effekt. Aber diese Freude war an ihm das Harmloseste, und wenn er spottete, so sah er unter den Verspotteten gern auch sich selbst. Das war es, was seine Nähe erfrischend machte und sein Andenken wehmüthig. Wenn er unter den Zw. sass, zu denen er seit dem 22. Mai 1885 gehörte, so sagte sich jeder Eintretende: Heut ist Gurlitt da. Heut wird es munter. A fellow of infinity jest.